Bierglaslyrik

schon fast kult

Nr. 12 / März 2012

„Du los, bevor de geisch...“ Verena Flückigers Mutter sorgt sich.
El Sal war Doorman Didi Costaire spielt Stadt Land Fluss.
„An die Hundertfünfundsiebzigste!“ Claudia Paal fährt Sie hin.

Gesammelte Werke zum Thema Grossstadt

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Als Bernerin ist die BIERGLAS-LYRIK ja eher eine Landpomeranze. In Bern gibt es *einen* Bahnhof, *ein* wirklich gutes Sushi-Restaurant, *eine* wirklich gute Tapas-Bar, immerhin jeweils *zwei* führende Hotels, Taxigesellschaften und Lokalradios sowie -zeitungen. Und wer Bern nicht kennt, dem kann man auch halb flunkernd vorstolzieren, die Stadt verfüge sogar über *einen* richtigen Flughafen. Voller Sehnsucht blickt das kleine Provinzflittchen BIERGLASLYRIK in dieser Ausgabe in die sündige Welt der Grossstädte. Zum Glück gibt es in Bern bisher auch nur *eine* Literaturzeitschrift von Weltrang (ja, du hältst sie in den Händen). So können wir sicher sein, dass wir dir in dieser Ausgabe die besten Texte zum Thema „Grossstadt" präsentieren, welche in Bern (und Umgebung) je geschrieben wurden. Bis zum 30. April 2012 freuen wir uns übrigens auf deinen Text zum Thema „Büro". In der Beamtenstadt Bern dürfte da ja einiges zusammenkommen.

Gruss aus der Peripherie
und Prost!

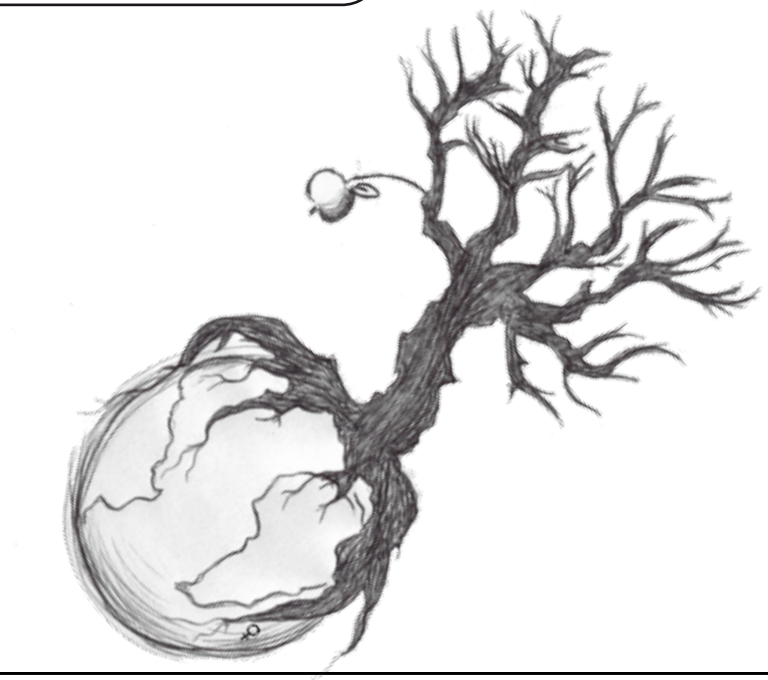
Die Redaktion

Im Niemandsland

von Godi Huber

IM AUGENBLICK LIEGT
DIE UNENDLICHKEIT
Das Plakat hatte vor vielen Jahren mit grossen Buchstaben für Reisen ans andere Ende der Welt geworben. Nun flattert es nervös hinter der zerborstenen Schaufensterscheibe im heissen Südwind. Viele Augenblicke vorher sind hier jeden Tag tausende Menschen vorbeigehastet. Einige sind vor dem Plakat kurz stehen geblieben und haben von der Unendlichkeit irgendwo am Ende dieser Welt geträumt.

Der Baumriese muss erlebt haben, wie aus dem Städtchen eine Stadt wurde, wie die Stadt zur Grossstadt boomte. Er muss gegen den Beton gekämpft haben, mit Wurzeln mächtig wie die Schläuche der Feuerwehr, die fast stündlich durch diese Häuserschluchten raste. Dann muss der Baum einen Augenblick nicht aufgepasst haben. Schon war der Kampf gegen den Asphalt, die flimmernde Hitze und die Spekulanten für immer verloren. Er muss mit voller Wucht auf den Asphalt geschmettert und dort in tausend Stücke zersplittert sein.



Im Stadion war die Uhr fünf nach zwölf stehen geblieben. Hatte das letzte Spiel in der Mitte der zweiten Halbzeit 3:1 für die Heimmannschaft gestanden. Später waren die Krokodile aus den Sümpfen der Vorstadt in die Fankurve gekrochen, wo sie immer noch auf Beute zu warten scheinen.

Die Fische im Fluss werden sich bis zuletzt sicher gefühlt haben. Bis ihnen ihr Element abhanden kam und das verzweifelte Schnappen nach Luft begann.

Im Stadtpark hängen reife Früchte an den Bäumen. Schlangen räkeln sich auf den Steinen, überall Feigenblätter am Boden. Adam und Eva, in Bronze gegossen, glaubten an diesem Ort ihr Paradies gefunden zu haben.

Draussen vor der Stadt der Betonblock, breit wie ein Berg, hoch wie zehn Kathedralen. Ein Riese muss die Kuppel in rasender Wut mit blossen Fäusten kleingeschlagen haben. Dann muss er den Irrsinn eingesehen und die Rosen im Garten daneben zurechtgerückt und gegossen haben. Sie blühen und duften herrlich.

Im Niemandsland an der Bar ein zerbrochenes Bierglas, daneben eine Zeitschrift. Letzte Zeugen einer grossen Stadt, die bis zu jenem Augenblick an die Unsterblichkeit geglaubt hatte.

Godi Huber trinkt
trotz allem ein Bärner Müntschi

Drei Tage vor Weihnachten

von Franz Weder

Es ist kurz vor Mitternacht. Nebel – ein Gemisch aus Wasserdampf und den Überresten verbrannten Erdöls – bedeckt den Himmel. Nur vereinzelte ausgefranste Löcher in der dichten grauen Decke erlauben einen Blick auf die ebenso grauen Flachdächer der Wolkenkratzer, zwischen denen sich die Strassen eingedrückt zu haben scheinen. Endlose Blechkolonnen stossen sich rastlos über die Asphaltbänder, scheinbar ziellos an den immer von Neuem spriessenden Baustellen vorbei. Eine der zahllosen Gassen, den Haaren eines unrasierten Frauenbeins gleich sich von der Hauptstrasse wegkringelnd, führt hinunter zum ebenfalls grauen, vor sich hin dümpelnden Fluss. Dort am Ufer stehe ich und warte auf Charon. Es ist alles zu viel. Zu viele Menschen, zu viele Häuser, zu viel Verkehr. Die Urbanität hat sich so breit gemacht, da ist nichts leer, alles voll Gewimmel. Das Nichts hat sich ermordet, die Grossstadt ist seine Wunde, wir sind seine Blutstropfen, die Welt ist das Grab, worin es fault. Es ist höchste Zeit! Ich sehne mich nach Nichts, nach der absoluten Ruhe, nach meinem Grab. Den Grossteil meines durch unbegreifliche Zufalls-Schicksalsschläge verschwundenen Vermögens investierte ich heute Morgen in Weissbrot, das ich anschliessend zerkrümelt, in Arsen getränkt, den Tauben zum Frass vorwarf. Dass sich auch vereinzelt Kleinkinder nach den Brötchen bückten, war nicht beabsichtigt – spielt jetzt jedoch auch keine Rolle mehr. Einzig zwei Euro habe ich noch behalten, die ich dem alten Fährmann geben werde, wenn er denn auftaucht. Ich warte allerdings schon seit zwei Stunden – vergeblich. Dabei bin ich mir sicher, dass es heute klappen wird. Ich habe alles lange studiert und durchgerechnet. Ich habe mein Haupthaar Ahriman dem Zerstörer geopfert, und das Gesuch um Einlass an Hades in einer Flasche in die Lethe geworfen. Eigentlich kann nichts mehr schief gehen. Allerdings ist es schon kurz vor Mitternacht, langsam sollten sie beginnen, wenn sie es noch schaffen wollen. Mein Haus habe ich mit Benzin geputzt – der nördliche Teil der Stadt brennt noch jetzt. Ich kann den hellen Schimmer klar erkennen – oder ist es endlich der Feuer-Schwefelregen, der den Himmel erhellt? Es ist jetzt zwei Minuten vor zwölf – verdammt! Was ist nur los? Dauert das wirklich so lange? Warten sie bis ganz zum Schluss – dem endgültigen? Meine Kleider habe ich mir bereits vom Körper gerissen, das Telefon schwimmt dort vorn im Fluss. Die Kreditkarten zerbeisse ich noch schnell mit den blossen Zähnen. Und jetzt – was ist das? Hat es eben Mitternacht geschlagen? Verdammte Kacke! Dann geht sie wohl doch erst 3012 unter.

Franz Weder trinkt Salm Bräu

Beizenbesuch

Sirup mit Gügs
von Stammgast Fancy Lollobrigida

Der Mann hat einen dicken Schnauz und trägt stolz seine Militäruniform. Vor 140 Jahren machte er sich einen Namen als Schweizer General. Einen Mann seines Kalibers sieht man hier praktisch nie, trotzdem hat sich das Lokal im Nordosten Berns bei der Namensgebung von ihm inspirieren lassen. Das liegt womöglich auch daran, dass die Strasse, an dem die Beiz liegt, nach besagtem General benannt ist. Ansonsten herrscht hier eher Friede, Freude, Himbeersirup-Stimmung statt militantes Gepoltere. Draussen auf der türkisen Holzbank frischen sich junge Elternpaare gegenseitig mit den neusten Entwicklungsschritten ihrer Sprösslinge auf („Cédric kann im Fall schon Papi sagen“ und „der Cyril hat neulich ein Auto gezeichnet“ - wahrscheinlich mit Elektromotor). Cédric und Cyril kümmert das wenig, sie spielen am Boden mit Bauklötzchen.
Drinnen sitzen ein paar hippe Twentysomethings und unterhalten sich. Eine leicht übergewichtige Frau mit einer Mary Long im Anschlag ruft von draussen der Kellnerin zu: „Zwei Stangen, ein Tee mit Gügs und ein Sirup mit Gügs.“ Die Frau hinter der Theke fragt nach, welche Sirupsorte sie denn wolle. Das hat sich die Dame offenbar noch nicht überlegt - sie braucht etwas Bedenkzeit.
Das Wort Beiz passt eigentlich so gar nicht zu diesem Lokal, stellt der Besucher fest, wenn er sich drinnen an einen der sieben kleinen Holztische setzt. Es ist eher eine Art Mini-Bistro. Wer in der lärmigen anonymen Trinkermasse untergehen will, sollte nicht hierhin gehen. Wer aber in einer familiär-entspannten Atmosphäre sein Heftli lesen möchte, ist hier goldrichtig. Klar ist es ein bisschen Kita-Lehrerinnen-Sozialpädagoginnen-lastig, aber das soll ja auch so sein.
Das Mobiliar kommt sehr trashig daher. Drinnen sitzt man an schlichten Holztischen, die aus einer Schulkantine stammen könnten, während einem draussen orange Plastikstühle in die Augen stechen - solche der Sorte Badi-Restaurant. Wäre das an anderen Orten hässlich, so passt es hier irgendwie hin. Denn hier gibt es ja auch eine eigene Sirupkarte. „Zwätschge“, rufts plötzlich von draussen. Ach so, Mary Long hat sich offenbar für die Sirupsorte entschieden.

Auflösung vom letzten Mal:
Restaurant La Calèche

Gespräche meiner Mutter

von Verena Flückiger

„Du los, bevor de geisch."
„Mm."
„Du los, es geit mi ja nüt a."
„Mm."
„Aber no wäg dere Zügugschicht."
„Mm."
„Aso i ha geschter no mitem Moser telefoniert, weisch dä vor Kasse im Coop hinge. U dä hätt aso ab Juli kener zäh Minute vo hie e Wohnig z vergäh, i gloub sini Muetter isch gstorbe u itz si si das us Erbegmeinschaft am umdingsle. Uf au Fäu e komplett möblierti Wohnig, Chuchi vor drü Jahr renoviert, Top Standard, aues Miele u Zug, Teppich i de Zimmer u Feschtnetz, Internet u Digitaldings inbegriffe, du für 1000.-, da chasch de aso lang ga sueche."
„Muetti."
„Ja du i säge nume, los, es geit mi ja nüt ah, aber i gseh nid ganz ii, wieso du unbedingt ir Stadt wosch ga wohne."
„Muetti."
„Los, aso miter Äss-Bahn bisch du Gopfriedli i 23 Minute ir Stadt am Bahnhof. U sitem Zwöitusigufüüf sogar im Haubschtundetakt."
„Muetti."
„Du weisch u hie chasch du ämu am Zwöufi Znacht no vom Bahnhohf heiloufe, ohni dass de muesch Angscht ha, wärdsch usgroubt oder spitauriif gschlage. Aso, wasde de da fang ir Bezätt lisisch, chliini Schanze, grossi Schanze, i weiss ja nid, obs das dr Wärt isch. U wede wäg wosch am Abe de chasch ja de heimatland immer no ufe Muunläiner."
„Muetti."
„Ja i meine, isches de wäg de Läde? I meine, da hett sech aso de o einiges ta bi üs. Mir hei zwar vilech ke Haundämm oder da di Taliweil, aber bir Frou Chäuer vore ir Boutique überchunnsch de ämu oscho ganz poppigi Chleider, zum Teil sogar so Seggendhänd, dere ihres Sortimänt het sech ämu de rächt gmacht. Das het sogar d Brigitt gseit, u di chouft ja de süsch nume über z Internet oder z Italie unge i. U süsch nimmsch haut einisch pro Wuche die Äss-Bahn, aso i meine es geit mi ja nüt a, aber."
„Muetti."
„Du weisch u de d Gsundheit. Hie chasch du use, di bewege, hesch ja schier dr Vita Parguur vor dr Hütte. Es geit mi ja nüt a, aber i gseh eifach nid ii, wieso dass di wosch la iibetoniere und iismoge, wede das hie chasch ha. U weisch vo wäge kulturellem Programm u so, das isch ja de one Farss. Ir Opere loufe si afang quersubventioniert füdliblutt umenang u was i Sache Literatur

botte wird – es geit mi ja nüt a, aber da chasch aso grad so guet a eini vo dene Läsige mit Apéro, wo d Froue vor Bibliotheeg unger au haub Jahr uf d Bei steue. I meine ja nume."
„Muetti."
„Du los, i wett eifach nid dassde di da i öppis verrennsch. Weisch ja no wis am Marc isch gange vo Haudimaas am Stutz unge. Hett gmeint är müess itz umsverrode uf Züri zieh, hett sech dert zwüsche irgendweuchne Gschäfter u Froue verlore, was weiss ig, päng, füüf Jahr spöter heisi ne chönne ga zämeläse, gstorbe are Überdosis Heroin – d Sprütze sigem no zum Arm useglampet, du, i säge ja nume."
„Muetti, i zieh nid ine Grossstadt, i zieh uf Bärn."
„Du los, i säge ja nume."

Verena Flückiger trinkt Feldschlösschen alkoholfrei

In der Grossstadt

von Rainer Schlüter genannt Thesing

Eigentlich bin ich ja ein Kind vom Lande. Bei uns kennt jeder jeden und ansonsten passiert nicht viel. Aber ab und zu überkommt es mich, und ich fahre in die Grossstadt. Hier sind sich die meisten Menschen fremd, und es geschehen Dinge, die man kaum glaubt. In so eine Situation geriet ich, als ich beim letzten Besuch in der Grossstadt in einen der grossen Supermärkte ging. Fasziniert stand ich vor den Regalen und bewunderte die bunte Vielfalt, die ich nicht brauche, als sich plötzlich ein kleines Männchen neben mich schob. Wie ich es näher in Augenschein nahm, sah ich, dass kein geringerer als Sokrates neben mir stand.

„Hallo Sokrates, alter Grieche", begrüsste ich ihn, „wie sieht es denn so aus an der Philosophenfront?"

„Bitte nicht so laut", raunte er mir zu, „es ist inzwischen nicht ratsam, sich laut als Grieche zu outen, von wegen Schuldenkrise und so."

Ich bin also leise, will ihn gerade nach seiner Frau fragen, da hören wir ein Geschrei am Käsestand. „Das wird sicherlich meine Gattin sein", seufzte er, „wahrscheinlich ist ihr wieder jemand dumm gekommen, und das kann sie leider überhaupt nicht leiden."

Ich entgegne, dass sie hoffentlich der Dame am Käsestand keinen Eimer Wasser über den Kopf gegossen habe, wie sie es seinerzeit bei ihm tat, als sie sich mit ihm stritt. „Nein", entgegnete Sokrates lächelnd, „damals war ich nur sehr schlagfertig, als ich sagte, wenn Xanthippe donnert, dann regnet es auch".

Ich war immer noch wie gebannt; da treffe ich Sokrates im Supermarkt. „Wie war es denn so damals?", wollte ich wissen, „Du hast dich mit deiner Fragerei ziemlich unbeliebt gemacht bei deinen Mitmenschen!" „In der Tat", so entgegnete er, „dabei habe ich ihnen nur den Spiegel vorgehalten. Aber wenn sie merkten, wie dumm sie daherredeten oder wie beschränkt sie dachten, konnten sie diese Einsicht nicht für sich nutzen, sondern wurden wütend, und schliesslich haben sie ihre Wut gegen mich gerichtet".

Ich sagte ihm, ich fände es schade, dass von ihm keine schriftlichen Aufzeichnungen existieren würden. „Das habe ich extra so gemacht. Schau dir doch nur einmal die Bibel an. Aufgeschrieben und zigmal verändert, gerade so, wie es den Herrschenden in den Kram passte. Eine gute Idee wurde benutzt, um Kreuzzüge zu führen oder das dunkle Zeitalter der Inquisition zu rechtfertigen. Ich dagegen wollte so in Erinnerung bleiben, wie ich wirklich war, als einer, der den Finger auf den Punkt legte, ohne dabei belehrend oder wertend zu werden, das geschah meistens von ganz alleine." Sprach's, nahm seine Xanthippe an die Hand und ging Richtung Ausgang. Beim Verlassen des Ladens winkte er mir noch kurz zu, dann verliessen sie den Laden.

„Mann", sagte ich meinem Hintermann, der mit mir in der Schlange an der Kasse stand, „da gehst du nur einkaufen und wen triffst du da? Den grossen Sokrates". „Was?", rief der hinter mir Stehende aus, „Sokrates war hier? Mann, sein Autogramm ist das einzige, was mir noch in der Sammlung brasilianischer Fussballnationalspieler fehlt. Da muss ich hinterher." Und er rannte fluchtartig aus dem Supermarkt. Ich glaube nicht, dass die beiden sich getroffen haben. Ansonsten hätte ich sicherlich Sokrates laut nach einem weiteren Schierlingsbecher rufen hören.

Rainer Schlüter genannt Thesing trinkt Faxe, das dänische Lagerbier

Grossstadt

von Johannes Siegl

Ist die Stadt recht gross,
wird der Mensch ganz klein.
Darum passen ja auch
so viele hinein.

Und wem es am Nabel
der Zeit nicht gefällt,
der lebt automatisch
am Arsch dieser Welt.

Johannes Siegl trinkt Erdinger Urweisse

Alternativ-Reportage

Neulich im Asi-Fit
von Stammgast Fancy Lollobrigida

Es gibt Billig-Airlines, es gibt M-Budget-Produkte, es gibt Prix-Garantie-Bier, es gibt Discount-Warenhäuser. Sie alle verfolgen eine „Preisbrecher"-Strategie, um möglichst viele „Boaey geil, sieh mal wie günstig!"-Deppen anzulocken. Das erreichen die Dumping-Priester dadurch, dass sie die Qualität des Produktes, beziehungsweise der Dienstleistung, massiv herunterfahren, um damit Kosten sparen zu können. Den Schnäppchenjäger freuts, die Hersteller ebenso. Die Discounter-Strategie macht natürlich auch nicht vor Fitnessstudios halt. Auch hier gab es mal einen Marketing-Guru, der sich dachte: Warum nicht im Service und bei der Qualität sparen, damit man mit Tiefstpreisen auch die Asis als Zielgruppe gewinnen kann? Gedacht, getan. Eine Niederlassung einer grossen Fitnesscenter-Kette hats denn auch in die Berner Lorraine geschafft.

Das Studio für körperliche Ertüchtigung erfüllt alle Kriterien der Tiefpreisstrategie: grosser Raum, grosses Angebot, null Service und unmotiviertes Personal – kein Wunder, bei Löhnen, die wahrscheinlich um die Mindestlohngrenze plafoniert sind. Dafür ist es saugünstig. Und ehrlich gesagt, ist mir bei einem solchen Preis die Laune des Personals herzlich egal. Dass man keine Betreuung bei den Geräten erhält, stört mich auch nicht. Zwar soll sich hier mal ein kleingewachsener Vietnamese am Power Tower 5000 selber stranguliert haben, aber das dürfte nur ein Gerücht sein - wahrscheinlich von Kieser gestreut.

In der Umkleidekabine ist viel los. Zwei Jünglinge aus der Balkanregion begrüssen sich: „Hey Alte, alles klar?" – „Ja voll, Mann." Beim Hinausgehen höre ich noch, wie der eine den anderen warnt: „Hey Alte, pass de uf, de schräg Typ isch wieder da. Weisch, dä, wo wahrschinlech mini Turnschueh klauet het."

Auf dem Trainingsspielplatz verrichtet jeder für sich sein Programm. Auf den Flachbildschirmen läuft MTV und aus dem Radio dudelt seichter Pop. Die Kundschaft ist sehr durchmischt – wie erwartet. Da hätten wir den 40-jährigen IV-Rentner, der sein Schleudertrauma an der Ruderstation therapiert. Das kostet wenig, hilft dafür nichts. Und dann wäre da der glatzköpfige Türsteher mit dem dreieckigen Oberkörper, der im Freihantelbereich sein tägliches Bizepstraining runterspult. Und schliesslich die Soziologiestudentin mit dem dicken Hintern, die im Sommer doch so gerne wieder ins Bikini passen möchte. Sie strampelt sich auf dem Stepper unerbittlich ab. Wahrscheinlich lösten die Activia-Jogurts bei ihr nur noch Brechreiz aus, woraufhin sie nun auf Bewegung umgestiegen ist. Wie uns die ehemalige Ski-Legende und heutige Activia-Terroristin Maria Walliser während den Werbeblöcken auf den Sack geht, wäre übrigens eine eigene Kolumne wert. Aber das nur nebenbei.

Auf jeden Fall hat das anonyme Fat burnen, Body pumpen, Muscle strenghten, Booty tighten oder was auch immer irgendwie seinen Reiz. Zusammen schwitzt sichs eben effektiver als allein. Schon nur, ums dem hohlen Anabolika-Titan zu zeigen, der abschätzig auf meine 35-Kilo-Gewichte schielt, werde ich wieder hingehen.

Frankie

von Johnny Paul

Derweil bei den gesitteten Menschen dieser Grossstadt die Lichter ausgehen, erwacht Frankie, ein verruchtes Glimmen in den Augen. Frankie ist ein ganz übler *son of a b-*. Und wer ihn kennt, weiss: *He's gonna tear sh- up* heute Nacht! In seiner Bude in der Fünften noch rasch eine Flasche Jack und zwei, drei Pillen – die bringen ihn in Fahrt. Dann setzt er sich in seine aufgepimpte Wumme und drückt aufs Gas. *Heavy beats* untermalen die dunkle Kulisse ausserhalb der Scheiben, und wie er so gedankenverloren die Siebte runterdonnert, ziehen nervös flackernde Neonlichter an ihm vorbei. Eine Hand wandert weg vom Steuer, hin zum *cell phone* in der ledernen Westentasche: Johnny und seinen *girls* Bescheid geben, der Tiger ist aus dem Käfig! In der Neunten fährt er die Karosse schwungvoll beim „Level 26" vor und lässt noch einmal rasch den Motor aufheulen, *just so they know I'm here*. Der Büroschrank im Anzug kennt Frankie und lotst ihn gönnerisch an den weniger wichtigen Leuten in der Schlange vorbei, was ihm so manch neidischen Blick beschert, einige wenige bewundernde sind auch darunter, und er nimmt sie alle mit Genugtuung zur Kenntnis. Im Club wird die Tanzfläche gemieden, *cool guys don't dance*, stattdessen erst einmal ordentlich getankt. Champagner-Gläser klirren, drüben in den intimen Ecken des *private rooms,* sinnliche Frauenlippen, pralle Rundungen hier wie dort und wallende Haarmeere schweben durchs Zwielicht, tanzen dem begehrenswerten Herrn um die Ohren. Zuweilen glaubt Frankie sich an einen oder zwei Namen erinnern zu können, Linda vielleicht, Samantha *probably*, oder an ein nettes, leichtsinniges Wort, einen friedlich inspirierenden Gedanken. Aber all dies scheint hier nun, inmitten der nokturnen Fleischschau, so weit weg und zugleich so hoffnungslos begraben unter Puder, *lip gloss* und dem ganzen übrigen Scheiss, den man sich ins Gesicht knallen kann. Frankie wählt sich die Blonde im kleinen Roten aus, *such a cliché*, er geleitet sie zu seiner Karre und fährt mit ihr zum nächsten Laden, der erst neulich in der Elften aufgemacht hat. Blaues Neonlicht und Johnny begrüssen sie hier. Dann wechseln grüne Scheinchen und weisses Pulver die Besitzer, und Linien schreiben sich auf Tischen ein – *CLUBBING*-POESIE, welche die stolzen Werkschaffenden zu beflügeln versteht. Doch just wie Frankie abgehoben ist, beginnt der Stress mit Johnny: Da war neulich etwas mit dieser anderen, und mit der geht nix, absolut nix, wie wiederholt ausgehandelt, *don't try to f- with me, bro',* oder es wird dir ziemlich schlecht ergehen. Aber Frankie mag es nicht sonderlich, wenn man ihn so anfasst, daher umgehend der Griff zur nächstbesten *bottle* und dem Gegenüber damit kräftig eins über die Rübe gezogen! Johnny geht blutüberströmt zu Boden, ein Sessel kippt zur Seite, allgemeiner Aufruhr im Lasergewitter, und Frankie und die Blonde suchen rasch das Weite. *Back on the street* setzt sich die Flucht dann im Auto fort, derweil die Ekstase anhält, und führt zurück in die Bude in der Fünften. Und dort endet die Nacht wie unzählige andere davor, und wie sie auch nicht anders enden könnte, wenn ein Tiger wie Frankie auf die Pirsch geht: Es rappelt und donnert, knarrt und zerrt, rumpelt und bebt – *you know what I'm talking about* –, ungelenke Körperteile schlagen unkontrolliert aus und lassen ungünstig positionierte Gläser berstend zu Boden gehen. Gesprochen wird nicht, denn der knappe Atem lässt das nicht zu, und Namen werden neuerlich vergessen oder verdrängt. Aber so ist's *ok*, mehr braucht's auch dieses Mal nicht. Und wie alles zu Ende ist und ein weicher Rotton am Horizont allmählich vom Anbruch des neuen Tages kündet, steht die Unbekannte wieder auf der Strasse, vielleicht um sich ein Taxi zu rufen, vielleicht aber auch, um sich erst einmal hinter der nächsten Bushaltestelle zu übergeben (und dann ein Taxi zu rufen).

Frankie bleibt währenddessen liegend zurück: Wirre Fragmente aus der verflogenen Dunkelheit jagen ihm durch den mürben Geist und rauben ihm den Schlaf. Wie schrecklich sich das doch alles anfühlt – der trockene Mund, die Schwere im Schädel und die grässliche Gnadenlosigkeit, mit welcher ihm erste Sonnenstrahl-Partikel auf der Nase herumtanzen! Die Grossstadt erwacht zu neuem Leben, die Neonlichter sind aus, doch immer noch fehlen Frankie einige Namen, Worte und Gedanken. Er vermisst diese, begibt sich auf die Suche nach ihnen – freilich ohne viel Hoffnung auf Erfolg –, und eine einzelne einsame Träne hängt sich ihm dabei ins müde Auge … *Let's change the subject.*

Johnny Paul trinkt Bud Light

Grüsse aus…

von Domenico Vincenzo Gottardi

Domenico Vincenzo Gottardi trinkt mit Stefan ein Paulaner Kristall.

Liebe Mutter!
Nun bin ich schon drei Wochen hier. Die Stadt ist aufregend, die Menschen, die Museen und Pärke. Auch mit meiner Arbeit komme ich ganz gut voran. In der Bibliothek habe ich neulich eine nette Professorin kennengelernt, Frau Bortenschlager, die mir liebenswerterweise ein wenig zur Hand geht. Sonntags war ich sogar bei ihr zum Essen eingeladen, in ihrem Haus, etwas ausserhalb. Aber ausserhalb ist hier natürlich immer noch mitten in der Stadt – vier Millionen! Aber sehr schön gelegen, mit einem gepflegten Vorgarten und zwei Löwen aus Stein, die den Rasen sprengen. Es war sehr beeindruckend, vor allem die Bücherei und was Frau Professorin mir darüber erzählt hat. Dieses Wissen! Und stell dir vor, sie spielt auch Geige und Klavier, einfach hinreissend. Mach Dir also keine Sorgen um mich, es geht mir gut!
Herzlich, dein Bub
P.S.: Bitte schick mir Geld.

Hallo Freddy, altes Haus!
Kannst dir ja vorstellen: Kaum angekommen, hat mich auch schon das Nachtleben verschluckt. Nun ziehe ich schon drei Wochen durch die Kneipen und Clubs und habe mit meiner Arbeit noch nicht mal angefangen. Da ist so viel Ablenkung! Vor allem die Frauen hier, ich sag dir: Lecker scharf. Da kannst du dir die Currywurst gleich sparen. Bloss einmal hatte ich Pech, als ich in einem Lokal gleich um die Ecke ein Bier trinken ging. Der Kellner war eine Spur zu freundlich, und als er dann noch zu seinem Kollegen gesagt hat: „Stefan, Frischfleisch!“, da wurde mir doch mulmig. Erst da fiel mir auf: Da sassen nur Männer. Und zwei Frauen, die ausgesehen haben wie Männer, die wie Frauen aussehen… Aber ansonsten, diese Stadt, das reinste Paradies! Musst mich unbedingt mal besuchen kommen.
Und dann ist da noch diese Frau Professorin, Margot Bortenschlager, ein Name wie die letzte Kalaschnikow-Salve in Stalingrad. Aber ein Traum von einer Frau! Mit der war ich auch aus, und am Wochenende bei ihr zu Hause. Vornehme Gegend, schönes Haus, prickelndes Interieur. Und ich als Bub vom Land, mit Grossmutters Wollsocken und Mutters frisch gebügeltem Hemd. Margot hat aber gleich mein Potential erkannt und mich noch ein paar Tage dabehalten.
Nun muss ich mir für Karin natürlich ein paar Ausreden zurechtlegen, weil ich mich doch seit Sonntag nicht mehr bei ihr gemeldet habe. Dass mich im Tierpark ein Pinselohrschwein angefallen hat und ich drei Tage im Koma lag, wird sie mir wohl kaum abnehmen. Ich denke also eher an etwas Technisches, einen Stromausfall oder sowas in der Art. Muss noch überlegen.
Gruss, Enzo

Karin, mein Schatz!
Bitte verzeih, dass ich mich seit Sonntag nicht mehr gemeldet habe. Du bist mir doch nicht böse, Liebes? Hier geht derzeit alles ein wenig drunter und drüber. Ich bin in Europa, aber eben nicht in der Schweiz. Da läuft immer mal wieder was schief. So wie neulich dieser Stromausfall, und der Hauswart auf Kneipengang, der hatte es gar nicht eilig. Und übers Wochenende habe ich zwei Nächte durchgearbeitet, da blieb nicht mehr viel Zeit für anderes. Du weisst ja, wie wichtig mir meine Arbeit ist. Aber die Karte an deine Mutter habe ich geschrieben. Vielleicht hasst sie mich jetzt nur noch ein bisschen.
Vermisse Dich unendlich!
Innigst, Dein Enzolino

Schwarzer Schnee in Norilsk

von Silke Brandt

Die Bezahlung zerrt an meiner Hand, wagt aber keinen Laut. Hunger macht das Kind gehorsam.

„Keine Klebetütenschnüffler, keine Drogis. Nicht älter als zehn." Nur diese Anweisung. Um Geld geht es hier nicht – der Deal ist Blut gegen Tinte.

Das Gesicht des Jungen ist unter seiner Kapuze verborgen, aber ich bin sicher, dass er nicht weint. Der Schnee hier ist so weiss wie an gewöhnlicheren Orten, nur die Abgase der Industrieschornsteine hängen über der Stadt, ein erstickendes Grau, Schwefeldioxid. Kälte presst den Brustkorb zusammen, Klaustrophobie in einem bizarren Aquarium aus Frost. Vor uns ragen neobarocke Monster auf, ein Dutzend Stockwerke erbsengrüner Fassaden mit ihren Halbsäulen. Sie wirken unbewohnt, verlassen wie die Altstadt. Aber es gibt ein Ziel: Cherniy Sneg, Schwarzer Schnee – eher Titel als Künstlername. Er ist ein Tätowiermeister, sein Rezept geheim, doch wird geredet von verbrannten Menschenknochen, Nickel, Aluminium, Schlacke. Das Gift, das die Tundra in eine Totenlandschaft verwandelte. Keine Farbe ausser Schwarz in seinen Nadeln. Kein Kunde darf die Motive bestimmen.

Sein Arbeitszimmer findet sich in einem Abbruchhaus. Zur Begrüssung streckt er mir eine Flasche entgegen – ohne Etikett, zu hoch gefüllt. Der Selbstgebrannte beisst auf der Zunge, schmeichelt dann mit ungewohnter Süsse. Nach dem zweiten Schluck wird mir schwindelig.

„Erst das Vergnügen, dann die Arbeit!", witzelt Cherniy und schiebt den Jungen ins Nebenzimmer. Ich schenke mir ein Wasserglas voll und trinke auf ex. Ich will nichts hören.

Das geblümte Wachstuch auf dem Tisch sieht aus, als sei jemand darauf seziert worden. Ich zeichne das Muster mit einem Finger nach. Draussen wirbelt Schnee vom Dach, ein Baum schüttelt seine Äste und verschwindet dann wie hinter einer Nebelwand. Als ich aufwache, meine ich, den Tag verschlafen zu haben. Herzschlag, Atmen dröhnt in meinen Ohren, der Weg zum Bad gleicht dem Vorantasten in einem Tunnel. Eine Hand abgestützt über dem Klo ziele ich nach Gefühl. Die Fliesen sind klebrig unter meinen Fingern, rote Schlieren, Tröpfchen. Neben mir wartet etwas in der Badewanne. Ich höre ein Zucken, Fleisch auf Emaille. *Du bist ganz schmutzig*, denke ich. *Jemand müsste dich mal waschen*. Ich schweige aus Angst, er könne antworten. Stehle mich rückwärts auf Zehenspitzen hinaus.

„Ich sehe, du hast noch was zum Desinfizieren übrig gelassen", begrüsst mich Cherniy. Auf dem Tisch eine Plastikflasche mit Tusche und eine archaische Maschine aus Akkus und Kabeln, zusammengehalten von Gummibändern, Schichten getrockneter Tinte. Umständlich schäle ich mich aus den Klamotten. Die Wachsdecke unter mir riecht nach eingelegtem Matjes. Der Alte beklopft meinen Rücken wie ein Kotelett, prüft die Dicke meiner Haut zwischen den Fingern.

„Du hast mich belogen", sagt er knapp. Die Hand kommt auf meiner Schulter zur Ruhe. „Das werden wir wegmachen."

Ich finde keine Stimme, um einzuwenden, dass mein Tattoo winzig ist, kein Rivale für sein Meisterwerk. Doch er duldet kein fremdes Handwerk. Unbeschriebene Haut – die einzige Bedingung, die ich missachtet habe. Wodka steigt mir die Kehle hoch. Die Maschine surrt. Ihre Nadeln tauchen in die Haut, als würde ein glühender Nagel hindurchgezogen. Als sei das Gerät längst heissgelaufen. Mein Atem stockt, die Sicht verschwimmt.

Er arbeitet ohne Pause; wird nicht aufhören, bevor der Rücken bedeckt ist. Mein Fleisch ist fieberheiss, die Haut juckt. Was, wenn mein Körper die Tusche abstösst? Das Blut alle Pigmente herausschwemmt und nur toxische Metalle zurücklässt, so wie bei Schneeschmelze der Dreck eines ganzen Jahres an die Oberfläche spült?

Ich tauche aus einem nassen, klebrigen Albtraum auf. Die Maschine schweigt. Ich stemme mich hoch, das Wachstuch haftet am Bauch. Meine Uhr zeigt Viertel vor sechs. Irgendwann fährt ein Bus. Ich sammle verstreute Kleidung auf, die sich nur mit Mühe überstreifen lässt, Stoff kratzt über die Wunden. Nicht ins Bad … zuerst die Treppe. Draussen sind fünfundvierzig Grad minus – ich stelle mir vor, wie nach und nach die Kleiderschichten am Körper festfrieren.

„Du hast vergessen, den Müll mitzunehmen." Cherniy drückt mir einen verknoteten Plastiksack in die Hand. Innen glitscht etwas Schweres.

Es wird einen Umweg durch die Ruinen der Altstadt geben. Ich darf den Bus nicht verpassen.

Silke Brandt trinkt Kozel dark

Weg

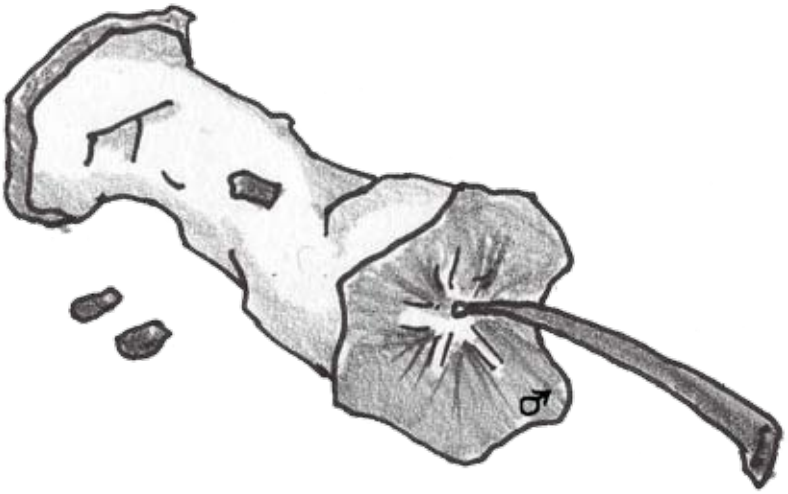
von or

Angekommen steige ich aus dem Zug aus. Ich setze meinen Fuss auf den Boden, der mir uneben erscheint. Doch es geht sich sehr gut auf diesem Untergrund. Ich laufe durch den Bahnhof, der für mich keiner ist. Sehe Leute, die sich für mich nicht interessieren. Und ich mich auch nicht für sie. Ausser man will es. Ich traue mich kaum, aber spreche ich jemanden an, ist es als spräche ich mit einem alten Freund. Ich gehe durch die fremde Stadt. Es ist egal, wohin ich gehe, denn ich kenne ja keine Ecke, keinen Baum und keinen Platz. Ich kann also nach rechts oder links gehen und es spielt keine Rolle. Ich habe keine Orientierung und fühle mich wohl. Ich weiss zum Beispiel, wenn ich jetzt geradeaus gehe, ist es richtig. Denn ich habe kein Ziel. Mein Ziel ist überall. Im einen Moment ist mein Ziel das bunt eingerichtete Kaffee, dann die langen Beine der schönen Frau vor mir, dann der grüne Rasen des grossen Parks, dann die weissen Wellen des Meeres, das sich vor mir ausgebreitet hat, und dann wieder ist es der Boden des Bierglases, der nach oben zeigt und in das ich schaue, und dann die spiegelnden schwarzen Augen oder die tiefen Falten eines alten Lächelns. Und wieder und wieder: Nichts.

Die Strassen sind für mich alle gleich oder alle anders. Jedenfalls nicht einordbar. Verirren kann ich mich nicht. Es gibt keine Geschichte zu dem alten brüchigen Haus, das ich sehe. Ich denke mir auch keine aus. Es könnte jede Geschichte haben, viele Geschichten haben – und die hat es wahrscheinlich auch. Seine Backsteine sind für mich nicht besonders alt oder schön oder abgenutzt, sie sind da und gehören zum Haus. Ich weiss nicht, was vorher in dem Laden war, in dem ich jetzt stehe. Ich weiss nicht, was die Verkäuferin, die mich anschaut, für eine Geschichte hat, ob sie Kinder hat oder nicht, oder ob sie verheiratet ist und gerne Sex hat oder nicht. Ich weiss nicht, ob sie glücklich ist, ob ihr Laden gut läuft. Ich weiss nicht, ob sie von hier stammt oder vielleicht sogar von da, wo ich herkomme. Ich weiss nur, dass ich meinen Apfel auf den Tresen lege, sie mir eine Zahl in irgendeiner Währung sagt, ich ihr irgendeine Note hinhalte und sie mir auf den Betrag das Geld herausgibt. Wir lächeln uns an, nicken beide, und ich bin wieder weg.

Wenn ich irgendwo angekommen bin und dort kurz bleibe, gehe ich nachher dahin, wo ich noch nicht war. Nehme den unbekannten oder mindestens den langen Weg weiter. Wenn mich jemand begleitet, mit mir geht oder sitzt oder schläft, ist das schön, aber wenn die Person nicht mehr da ist, ist es auch egal. Oft esse ich auf der Strasse etwas im Vorbeigehen. Manchmal auch alleine in einem Restaurant, ganz dicht an der Strasse. So dass mir die Menschen auf den Teller sehen oder spucken könnten. Ich esse Buntes, das nach Nichts schmeckt, das ich kenne. Aus vielen kleinen Pfännchen und Gefässen. Mein Magen verträgt es nicht, und ich scheisse die nächsten Tage dünn. Danach esse ich es wieder. Bei mir trage ich immer meine Tasche. Gefüllt mit jeweils anderen Dingen. Was ich gerade bei mir habe eben. Vielleicht tausche ich etwas, das ich nicht mehr brauche, gegen etwas Neues ein. Oder ich schmeisse es einfach weg, weil ich Platz für etwas Neues brauche. Wenn ich nicht mehr gehen mag, dann setze ich mich hin. Wenn ich müde bin, schlafe ich. Wenn ich Durst habe, suche ich mir etwas zu trinken. Wenn ich Hunger habe, esse ich. Wenn ich nichts tun möchte, tue ich nichts.

Ich gehe, weil ich noch mag. Wenn ich nicht mehr mag, könnte ich auf der Stelle stehen bleiben. Ich könnte ins nächste Geschäft gehen oder an der nächsten Tür klingeln. Ich könnte fragen, ob ich hier irgendwo schlafen könne. Dann später könnte ich fragen, ob sie eine Arbeit für mich hätten. Bald würde ich mir eine eigene Wohnung leisten können, und ich würde hier leben. Da, wo ich entschlossen hatte, nicht mehr weiterzugehen. Ich würde hier alles kennen, die Leute auf der Strasse grüssen, die Geschichten zu den Häusern wissen, die Haustiere der Nachbarn, die Bäume, das Wetter, das Essen kennen. Oder ich gehe noch weiter und halte nicht hier an. Vielleicht bleibe ich nie stehen.



or trinkt das Bier im Text

Stadt Land Fluss

von Didi Costaire

Frank und Berni sitzen in einer Kneipe.

Frank: Wollen wir etwas essen?

Berni: Yeah, man! Nach Hawaii-Toast springt die Kuh weit!

Frank: Kasseler Nacken? Königsberger Klopse? Peking-Ente?

Berni: Ungern!

Frank: Hamburger? Nürnberger? Frankfurter?

Berni: Ja, Meica-Würstchen im Schweizer Käsemantel!

Lona *(die Bedienung, nimmt die Bestellung auf)*: Und zu trinken? Im Saale ist Moselwein in.

Frank: Ich bevorzuge Bier. Budweiser, Pilsener Urquell, Jever, Warsteiner...

Lona: Wir haben nur Amstel. Eine Mass?

Berni: Wähl's, Frank! Für mich bitte Cuba Libre!

Frank: Okay, wenn es Rabatt gibt. *(Direkt zur Bedienung)*: Du kannst ja posen!

Lona: Mein Po ist Gold wert! Ich war mal Miss Uri. *(Geht die Hüften schwingend weg.)*

Frank: Dass mein Blick immer auf Frauen fällt... Ich denke dann: Verbasel nichts! Du willst Glück statt Pech. Los, angel es dir!

Berni: O Mann! Ich habe ja Panik, seit meine liebe Ria die Bareinkünfte verprasste und Elfenbein küsste.

Frank: Ali kannte sie auch. Sie war Schauspielerin.

Lona *(bringt Speis und Trank)*: Haut rein!

Berni: Ich war ebenso froh, als ich der argen Tini entkommen konnte.

Frank: Tun is besser als lassen.

Berni: Dabei trug ich eine Peruecke.

Frank: Berni, das klingt pragmatisch.

Berni: El Sal war Doorman und sagte gerade „Ich wähne..." zu Ela.

Frank: Denn wer unter Dauerstrom steht...

Berni: Auch Vati kann stattlich flirten, aber nun ist er nicht mehr umzupolen.

Frank: Ich hingegen möchte nichts verbergen und viel erlangen.

Berni: Mona kommt.

Frank: Lona heisst sie. Wenn sie meins wird, wäre das wie'n Hauptgewinn!

Berni: Ne, palaver doch nicht!

Frank: Ich glaube, sie will ja auch.

Lona *(will kassieren)*: Getrennt oder zusammen?

Berni: Frank zahlt, weil Frank reich ist. Und für mich bitte noch einen Coffee to go.

Frank *(holt sein Portemonnaie und seinen Tabak aus der Tasche)*: Ich barze, Lona! Und bei dir würde ich auch gerne zum Zug kommen. Bist du bei mir?

Lona: Du riskierst eine zu dicke Lippe! Die Tour zieht nicht.

Pech in der Liebe, Glück im Spiel: Beim Stadt Land Fluss hatte Frank es leichter und konnte mit 33 Punkten klar gewinnen.

Didi Costaire trinkt Gilde Pilsener

Bierdegustation

Ein esoterischer Kehlenwärmer
von Stammgast Reto Beau

Ich mag solche Dinge nicht. Wirklich nicht. All diese natürlich-biologisch-ethisch-verträglich-nachhaltig-produziert-und-doch-irgendwie-sexy-wirken-müssenden Lifestyleprodukte. Wenn eine Frau schwanger wird, dann ist das über kurz oder lang mit Schmerzen verbunden. Als bekennender Nichtfrauenarzt gehe ich davon aus, dass dies schon immer so war. Neu ist, mit welchen Produkten man diese Schmerzen zu lindern versucht. Ein kurzer Blick auf die Website von Weleda zeigt ein wahres Horrorkabinett an überkandidelten Cremes und Ölchen. (Ich schreibe nur Stillöl, bestehend aus Fenchel, Kümmel, Majoran. Über das Damm-Massageöl schweig ich mich mal aus.) Seit neustem leide ich betreffend derartiger Produkte allerdings unter einem kleinen Dilemma. Esoterisch unterwandertes Damm-Massageöl kann ich getrost doof finden, denn ich werde es wohl kaum je brauchen. (Holz anfassen! Man bedenke den medizinischen Fortschritt!)
Dummerweise findet sich in meinem Kühlschrank neuerdings auch esoterisch gewandetes Bier. Und es schmeckt sogar. Das Vollmondbier aus dem Hause Appenzeller Bier, ihr ahnt es, wird nur in Vollmondnächten gebraut. Der Effekt dieser nächtlichen Unternehmungen ist laut Firmenwebsite klar: „Man sagt, in seinem schimmernden Gold spiegle sich die magische Kraft der Natur." Warum und wozu versteht keine Sau. Aber es schmeckt! Den Vollmondkalender findet man übrigens ebenfalls auf dieser Website. Dann weiss man immer im Voraus, in welchen Nächten man sein Badewannenwasser mit einer Eichenwurzel gegen den Uhrzeigersinn rühren sollte, um böse Geister (oder WiFi-Strahlen) aus der Wohnung zu verbannen.

Stadt-Land-Kind

von Gabriel Schütz

„Vielleicht solltet ihr öfter heraus fahren, um uns zu besuchen“, regt Angelika an. Das Mobiltelefon hat sie zwischen Perlohrläppchen und den Schulterpolstern ihres Sakkos eingeklemmt, während sie in ihrem Einkaufskorb nach den Hausschlüsseln kramt. „Die gute Landluft würde Stefans Neurodermitis gut tun. Ich habe in der *Frau am Sonntag* gelesen, dass Stadtkinder diesbezüglich erhöhtes Risiko aufweisen.“

Carmen bedankt sich für die Einladung. Sie giesst sich kühlen Eiswein nach. Von der Dachterrasse aus überblickt sie die halbe Innenstadt. Sie denkt an die neidischen Blicke ihrer Arbeitskolleginnen, die sie am Vorabend erstmals zu Gast bei sich zu Hause hatte. „Naja, was so alles in der Zeitung steht. Ich habe den Artikel wohl verpasst, die *Frau am Sonntag* liest ja in Wien kaum noch jemand. Der arme Stefan ist das einzige Kind in der Klasse mit solch einer Krankheit. Auf seine schulischen Leistungen hat es gottlob keine Auswirkungen, obwohl das Niveau in einer derart hervorragenden Schule natürlich sehr herausfordernd ist. Das ist ja nicht so wie auf dem Land. Wie geht es eigentlich Christian?“

Angelika lässt sich auf der Teak-Holzbank ihrer Gartenterrasse nieder und stellt sich vor, was die Nachbarn für Augen machen werden, wenn erst der neue Pool da ist. „Christian ist wie immer gesund und munter“, antwortet sie. „Wie soll es ihm auch anders gehen. Der Wald hinter dem Haus, der Fussballplatz gleich neben der Schule. Das wichtigste für Kinder ist Bewegung an der frischen Luft.“

„Da hast du bestimmt recht“, antwortet Carmen. „Ich bin so froh, dass wir Stefan einerseits gemeinsame Ausflüge in die vielen Grünflächen und andererseits die fördernde und fordernde Umgebung der Stadt bieten können. Ich glaube, das unterstützt die ausgeglichene Entwicklung seiner Persönlichkeit optimal.“ Carmen hört Schritte in der Wohnung und steigt daher von der Dachterrasse herab.

„Ihr habt hier wirklich einen hervorragenden Kompromiss gefunden. Das ist auch notwendig in der Stadt. Viele Stadtkinder sind ja so unausgeglichen. Vor allem wenn beide Elternteile berufstätig sind…“

„Einen Moment Angelika, Stefan ist gerade vom Nachmittagsunterricht für mathematisch Hochbegabte zurück gekommen und möchte mich begrüssen.“

„Hey Christschän, unsere Mums phonen auch grad“, murmelt Stefan in sein Handy. Seine Mutter begrüsst er durch kurzes Heben seiner Augenbrauen. „Anyway. Ich bin voll übernächtigt, hab die ganze Nacht World of Warcraft gezockt. Heute Nachmittag Mathe geschwänzt, stattdessen Bier und so Gesöff gecheckt. Kommst du Samstag rein und wir geben uns die Vernichtung?“

„Klar“, antwortet Christian. „Mal wieder Zeit für ordentlichen Rausch und dann in der City Schnecken checken.“

„Christian möchte am Samstag hier schlafen“, ruft Stefan seiner Mutter zu. „Kannst du Tante Angelika gleich fragen, ob das klar geht?“

„Die Burschen möchten sich am Wochenende gerne treffen“, erklärt Carmen.

„Toll, dass sich die beiden so gut verstehen“, antwortet ihre Schwester. „Kommt Stefan heraus zu uns?“

„Nein“, triumphiert Carmen, „Er sagt, sie wären lieber in Wien.“

Gabriel Schütz trinkt Helles Ottakringer

In der grossen Stadt

von Marcus Nickel

Die Sonne scheint runter
und auf Ziegeldächer drauf,
Wolkendecken zieh'n vorbei
und reissen sich an Türmen auf.

Der Regen wässert den Asphalt
und im Park das Grün,
für'n Blick auf 'n Horizont
muss man weit hinausgeh'n.

In der grossen Stadt
treten sich die Leute
massenweise platt,
in der grossen Stadt
sagen sich Maus und Ratte gute Nacht,
die Weite liegt weit weg,
keine Felder, keine Wälder,
hier herrschen die Strassen,
Häuser, Lärm und Mief,
die Stadt, ich muss sie hassen,
und doch geht meine Liebe zu ihr tief.

Die Vögel singen Lieder
über Müllberge und Smog,
die Hunde geh'n ausm Haus
mit 'nem Schutzhelm aufm Kopf.

Was ist das Landidyll
gegenüber dem Stadtleben,
ein Ruhemeer – eventuell,
wo sich keine Wogen regen.
Die Stadt kann auch nerven,
ich könnt' durchaus mal flieh'n,
aber Probleme gibt's überall,
das ist die Regel ohne Ausnahme,
und ich würd' eh nie fortzieh'n.

In der grossen Stadt
treten sich die Leute
massenweise platt,
in der grossen Stadt
sagen sich Maus und Ratte gute Nacht,
die Weite liegt weit weg,
keine Felder, keine Wälder,
hier herrschen die Strassen,
Häuser, Lärm und Mief,
die Stadt, ich muss sie hassen,
und doch geht meine Liebe zu ihr tief.

Marcus Nickel trinkt Guinness

Nie mehr Bier...

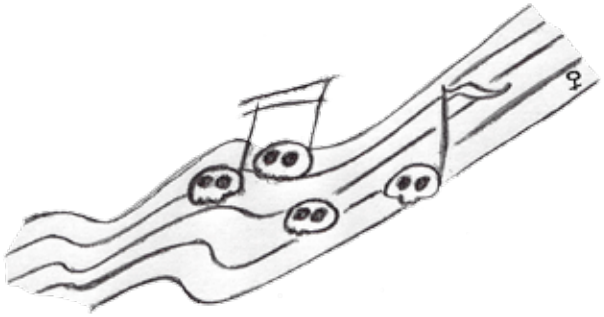
... am Hockeymatch
von Stammgast Maître Fromager

Nicht, dass ich grundsätzlich etwas gegen Hockey-Fans hätte, oder dass ich ihre Motivation nicht verstehen könnte: Jeder Mensch braucht einen Ort, der seinen unterdrückten primitiven Trieben ein Ventil bietet. Da dies auch für mich gilt, bin ich immer offen für vorzivilisierte Erfahrungen. Ich kaufte mir deshalb kürzlich ein Anfängerticket* für die wundersame Welt des Eishockeys. (*Observationsposition mit Blick auf die echten Fans, aber doch deutlich durch ein Galerie von diesen getrennt.) Ich sass nun also da und schaute halb verlegen auf die nackten Beine der Mädchen, die tanzend die Spieler begrüssten, deren Namen, dem Gebrüll nach zu urteilen, jeder der echten Fans zu kennen schien. Die nackten Beine verschwanden leider all zu schnell wieder, und ich musste mich, etwas enttäuscht, nach einem neuen Ventil für meine unterdrückten Triebe umschauen und liess mich im Strom der kollektiven Affekte treiben:
Ich sprang auf, als die anderen sprangen; ich schrie, als die anderen schrien; ich feuerte an, als der Grosse den Grösseren verdrosch, und ich buhte mit, als der Schiedsrichter die beiden trennen wollte.
Und dann endlich geschah es: Beim sechsten Treffer einer der beiden Mannschaften verflüchtigte sich die letzte Hemmung der Fans auf der Galerie direkt oberhalb meines Anfängerplatzes, und ich konnte fasziniert beobachten, wie den animalischsten Gelüsten freier Lauf gelassen wurde. Ein erster Becher zischte an meinem Kopf vorbei, der zweite traf und der dritte kehrte sich im Flug und ergoss das Bier über mich. Sowohl für den Werfer wie für den Getroffenen ein ganz spezielles Erlebnis. Erstaunlicherweise ist niemand sonderlich schockiert, wenn ich diese Geschichte erzähle. „Beim ersten Mal gleich unter der gegnerischen Galerie!" sagen sie dann und klopfen mir nachsichtig auf die Schulter.

Auch wenn diese Art von Bierkonsum an Hockeymatches anscheinend allgemein toleriert wird, bevorzuge ich in Zukunft mein Bier wieder aus dem Glas zu trinken – und wenn überhaupt am Rand eines Eisfeldes, so nur mit Blick auf Kunstläuferinnen.

Sie sind da

von Joanna Lisiak



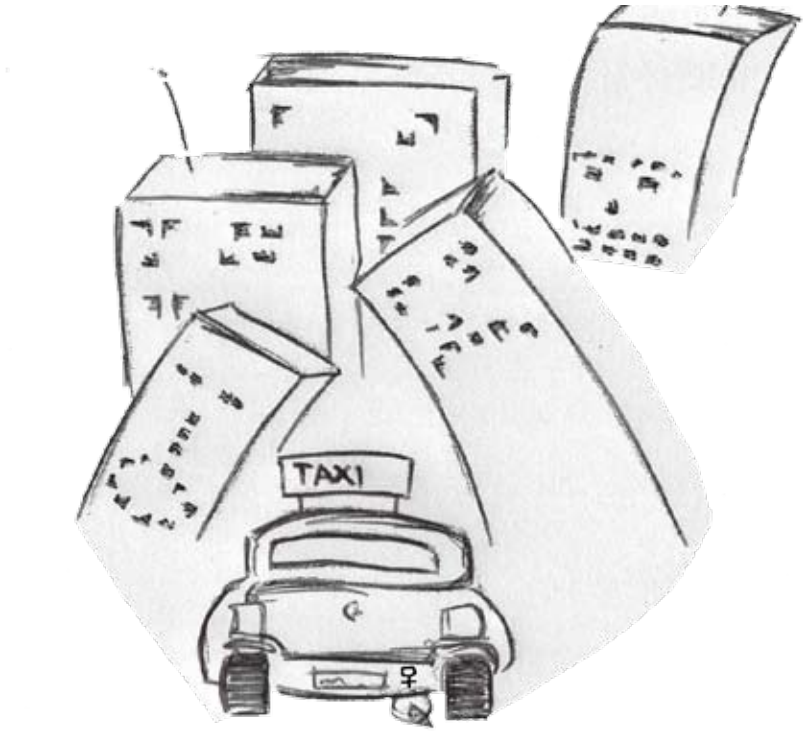
Ich sehe sie nie meine Nachbarn höre sie nie sie
müssen flüstern sich fortwährend anschweigen
wie Greise Weise Verstummte die nichts mehr
anzufügen haben kein Aber einwenden nicht Wortgut
tauschen nur mein eigener Laut hallt
durch meine Räume mein Zanken geht
in meinem Fernseher unter und mein Radio spielt
spricht kommentiert hinter meiner Wand aber ist Musik
unvorhanden unbeachtet die Form Klang.
Die Orchester stimmlos der Parkettboden still
keine schrille Tante lallt zu Besuch vorbei auch die
Fenster sind dunkel unter meiner Wohnung kein
Schatten huscht es brennt nie eine Nachttischlampe
spurlos wird gelesen tagsüber vielleicht ein bisschen stille
Kontaktpflege findet unmerklich statt.
Es umgeben mich die Leisen die Frühzubettgeher die
Frühaufsteher die Niezwischendurchweggeher ich aber
ticke taktlos laufe neben der Spur stosse dieselbe
Haupteingangstür aber schreite durch den unentdeckten
Umriss der unsichtbar sich zeichnet im Türrahmen
wo ich mit Dingen daherkomme Güter anschleppe
korbweise Tüten voll Flaschen als wäre mein Verhalten
wider Natur. Hier fühlen sich ein Brot und Eier an wie Laster
aus Stein eine Kiste Bier kommt einem Konsum
Bekenntnis gleich schuldhaft trag ich den Abfall runter.
Und es schaut mir heimlich denkbar keiner zu.
Ich beobachte mich hier durch die blinden Spione selber.
Es ist mein Geschirr das klirrt nur meine
Waschmaschine trommelt einzig zur Adventszeit
ein merkwürdiges Spiel findet im Innern

dieses Hauses statt. Es beginnt zu zimten Anissterne
hängen in der Luft und es lebkucht ganz gewaltig auf
Kommando Sitte.
Auch zu den Zeitungsbündeln alle paar Wochen
gesellen sich gespenstische Weltblätter wie
von Zwergen gebündelt von Phantomen geschmökert
und zwischen den Worten schweigt es rätselhaft.
In der Garage stehen ihre geparkten Autos leer
dann sind sie weggerollt auf einmal sind sie zurück
und fremdartig bröckelt etwas Erdkruste unter
den Rädern. Nur wenn ich gerade im Bad bin am
Telefon aber am Fenster nie schleichen sie hinaus und
kriechen wieder rückwärts in ihre Höhlen.
Mit dem Quietschen des Garagentors bin ich per du
es sendet mir Signale so weiss ich ganz sicher die
Leerstellen nisten nicht in meiner Vorstellung sie
sind seiend.
Selten höre ich gedämpfte Schritte manchmal
schliesst sich eine Tür oder etwas fällt erstickt zu Boden
ein Fluchen indes bleibt beharrlich aus.
Im Treppenhaus hängt wortlos ein Schleier
durch den ich horchend tappe in meinem Genick
lauter leise niemand.
Zu beschliessen verrückt zu werden in dieser
Schattenkulisse ein Kinderspiel.
Die schleichenden Wesen mumienhaft eingeschworen
sie nagen bei Vollmond an meinen Ohrmuscheln und lauern
erstarrt.
Ich kämpfe an gegen diese Grabesstille erhebe meine
Stimme und klettere auf Töne und Leitern denn
Flug ist zwischen Steigen und Sinken.
Ich drücke mich aus im Schall des Klaviers presse
meine Stimmbänder aufeinander die Stimmlippen nur
zum Beweis dass ich lebe und deutlich.
Mein privates Manifest überwindet das Holz den Stein
jede Note einzeln durchpurzelt physikalische Grenzen sie
dringt bis in ihre Gehörschneckenkuppen dort
erklingt mein Protestlied gegen dies Schweigen.

Joanna Lisiak trinkt helles Ueli Bier.

Erwartungen fortwährend

von Claudia Paal



Fortwährend der Verkehr, ständig diese Stadt. Stadt-Fahrten machen mich irre. Irre macht mich auch die Hitze im Taxi. Taxi in Schwarz, wer so etwas entschieden hat, sollte für einen Tag den Posten wechseln.

Wechselnde Fahrgäste machen mir das Leben schon wohliger. Wohliger Geruch der jungen Dame mit den kleinen Füssen, die sie sich selbige ungeschickt vor dem Einsteigen abschüttelt. Abschütteln soll ich sie nach nur achthundert Metern. Meter, die die Welt bedeuten können.

Können ihre Füsse dieses Stück nicht laufen? Laufen können sowieso nur noch die wenigsten Menschen. Menschen sind bequem. Bequem mache ich es mir gerne auf der Rückbank, wenn ich keine Fahrgäste mehr erwarte.

Erwartungen habe ich abgeschafft, denn wann immer ich etwas erwartete, wurde ich enttäuscht. Enttäuschend war das Date mit Rita, enttäuschend war mein Studium, das nicht hielt, was es versprach, enttäuschend war das Reihenhaus, in dem zu schnell etwas Einzug hielt, das sich Schimmel schimpfte.

Schimpfen konnte der Makler so viel er wollte, falsch zu lüften war der eine Vorwurf. Vorwürfe mache ich mir schon lange nicht mehr, und wie gesagt, auch diese Erwartungshaltung beschwert. Beschwert bin ich nicht mehr, seitdem ich mich auf das Gute konzentriere. Konzentrieren können sich nur noch wenige Menschen, aber wenn man es etwas übt, dann läuft es wie von alleine. Alleine im Taxi zu sein, bietet genug Freiraum dazu.

Dazu steigen ein junger Mann und eine wohlgeordnete Frau. Frau sieht Mann an:

„An die Hundertfünfundsiebzigste."
Hunderfünfundsiebzig ist meine Lieblingshaltestelle und in weniger als fünfzehn Minuten könnten wir sie erreichen. Erreichen kann ich damit meinen Feierabend – bald.

„Bald Feierabend?", fragt der Mann während wir an den überfüllten Strassen auf Insiderabbiegungen vorbei fahren – ich hasse die Stadt.
„Statt sinnlos herum zu warten, können wir gehen, wenn die Zeit für eine weitere Fahrt nicht ausreicht", nicke ich ihm zu.
Zurückgenickt.
Nickend versuche ich meine Lieblingsfrage:
„Ich wohne in Crydonsdal, kennen Sie es?"
„Es zu kennen wäre zu viel gesagt, gehört vielleicht."
„Vielleicht, gehört."
„Gehört, ja."
„Ja, da ist Ihr Crydonsdal wohl nicht sehr gross?"
„Grossstädte nehmen mir die Luft zum Atmen. Atmen kann ich erst dort, wo ich zur Ruhe kommen kann."
„Kann ich nachvollziehen."

Ziehende Hände schliessen die Tür zum letzten Mal für heute und freudig mache ich mich auf den Nachhauseweg. Weg von diesen überfüllten Strassen, der Hektik und der Ichbezogenheit. Bezogen auf meinen Feierabend kann ich mir nichts Schöneres vorstellen, als eine heisse Dusche, ein kühles Porter, einen feierlichen Abendausklang.

Klangvolle Geräusche im Schlafzimmer, die Luft erfüllt mit Vorfreude auf den nächsten Morgen. Morgen im Taxi – endlich wieder fahren.

Claudia Paal trinkt Augustiner Bräu

Ein Tag in der Grossstadt

von Mila Erni

Es gibt so Tage. Tage, an denen alles schief läuft und rein gar nichts so funktioniert wie es sollte. Meistens merke ich es schon beim Aufwachen, dass etwas nicht stimmt, und das Bauchgefühl sagt eindringlich: „Bleibe im Bett. Gehe heute ja nicht nach draussen, das kann nicht gut gehen. Verstecke dich und nimm auf keinen Fall Telefonate entgegen und mach nicht auf wenn es klingelt."

Verstehen würde ich das schon, aber man hat ja in unserer Stressgesellschaft keine Zeit, darüber nachzudenken, also stehe ich trotzdem auf, koche mir einen Kaffee, und wenn ich dann die Tasse mit heissem Kaffee verschütte, und nicht etwa auf den Boden, sondern über die eigenen Hände, so dass Brandwunden entstehen, die ein paar Tage schmerzen, genau dann würde ich merken, dass der Bauch Recht hatte. Genau zu diesem Zeitpunkt bin ich aber damit beschäftigt, die Finger unter kaltem Wasser zu kühlen und dabei auf die Uhr zu blicken, um zu begreifen, dass ich zu spät dran bin für die Arbeit. Kurz duschen, so schnell wie möglich. So schnell, dass ich ausrutsche, den Vorhang mit mir reisse und auf das harte Email falle. Stimmung im Eimer, Duschvorhang auch.

Die Bushaltestelle befindet sich im Idealfall direkt vor der Haustüre, was aber kein Grund ist, den Bus nicht zu verpassen. Also da stehen, warten, nervös alle dreissig Sekunden auf die Uhr schauen und die Zeit dazu drängen, sich einem anzupassen. Diese lässt sich bekanntlich aber nicht sehr beeinflussen… also muss ich dies akzeptieren, bis der Bus kommt. Dieser ist natürlich überfüllt. Auch wenn man manchmal das Gefühl hat, alleine auf der Welt zu sein, gibt es immer Tausende andere, die zur gleichen Zeit irgendwo hin wollen. Der Bus ist so voll, dass es mir schwindelig und übel wird, und ich lieber zu Fuss gehen würde. Der Chef aber hat es lieber, man quetscht sich hinein in die stinkende Masse, hält durch und ist dafür pünktlich. Nächstes Mal mit dem Fahrrad, ist der Gedanke, doch auch die Strasse ist frühmorgens bereits unsicher, weil alle gestresst sind, die Ersten, Wichtigsten und Schnellsten sein wollen, und in diese Gefahr bringt man sich besser nicht, wenn es schon mit dem Verschütten des Kaffees angefangen hat.

Bei der Arbeit angekommen werde ich dann mit einem Tag überrascht, der mir zeigt, was man alles falsch machen kann. Dinge, von denen ich gar nicht wusste, dass sie nicht funktionieren könnten. Aus Fehlern lernt man, und das meiste kann ich wieder gut machen, denke ich. Fehler dürfen nicht passieren, und wer trotzdem Fehler macht, der kriegt etwas zu hören, denkt der Chef. Nach der Arbeit noch einkaufen, weil das Toilettenpapier fehlt. Das geht natürlich allen so. Also rein ins Gedränge. Ellbogen, die man in den Rippen spürt, Füsse, die auf den eigenen rumtrampeln, und böse Blicke. An der Kasse angekommen, hat man dann noch zu wenig Geld dabei. Noch mehr böse Blicke. Endlich ist es soweit: Zu Hause ankommen, und die Euphorie des Feierabendbiers. Leider hat der Mitbewohner das ganze Bier aufgebraucht, also wieder raus und in die Kneipe an der Strassenecke, wo leider kein Tisch mehr frei ist, und ich an der Bar stehen muss.

Es gibt so Tage, an denen sollte man nicht aufstehen.

Mila Erni trinkt Ankerbier

Die Wursterei

von Solgi

"Die Grundbedürfnisse des Menschen sind Regeln und Ordnung, welche die Qual der Freiheit lindern sollen."
Auf den ersten Blick ein haarsträubendes Zitat, auf den zweiten oder dritten, vielleicht für manchen auch etwas später, ein therapeutisches Meisterwerk.

Als ich auf dem Land lebte, fühlte ich mich stets missverstanden. Die Bewohner des Bauerndörfchens bezeichneten mich als drogenabhängig, da ich bei meinen mitternächtlichen Spaziergängen jeweils eine Roulade genoss und dazu Mozarts vierzigste Sinfonie hörte. Ich genoss die Natur und was darin so gedeiht. Die Natur, die ich gesucht hatte.

Jetzt, hier in der grossen Stadt, fühle ich mich richtig gut. Jeder versteht mich – weil mich niemand beachtet.

Ich lernte auf dem Land wie man Schweine kastriert, nun ja, wenn wir ehrlich sind, was kann man damit schon anfangen. Zeit und Zahlen sollten uns interessieren, und davon gibt es hier im Überfluss!
Auf einem Quadratkilometer leben in der Grossstadt fünfhundert Menschen, zwei Prozent davon leiden unter Karies, während fünf Prozent chronisch zu spät zu einer Sitzung kommen, und jeder Sechste Wienerli nicht ausstehen kann. Innerhalb dieses selben Quadratkilometers stehen ungefähr zehn Häuserblocks, um welche sich fünfundzwanzig Strassen schlängeln und sich in sieben Kreuzungen wiederfinden, bei denen sich jeweils vier Ampeln mit drei unterschiedlichen Farben im Intervall von dreissig Sekunden mit Leuchten abwechseln. Im Gegensatz dazu steht auf dem Land innerhalb der gleichen Fläche ein Bauernhof, der von hundertzwei Kühen und einem Bauern bewohnt wird, welcher mit seinem Traktor zum fünften Mal an diesem Sonntag den schmalen Feldweg befährt, sich dabei fragt, ob man wohl irgendwo für seinen Vierzylinder einen Sportauspuff und Alufelgen kaufen kann, um das Gefährt ein PS schneller zu bewegen, und der grosse Unterschied darin, die Freiheit darüber spekulieren zu können, warum der Bauer am Abend nicht wieder zurückgekehrt ist.
Hier in der grossen Stadt gibt es solch überflüssige Freiheiten nicht, und warum muss es eigentlich immer Natur sein, wenn doch die Unnatur auch ihre Reize haben kann? Anonym aus dem Tram auf vorbeihüpfende Plastik-brüste starren, oder einen schmackhaften Windstoss im vollgestopften Bus fahren lassen, weil man es ja nicht gewesen sein kann, sind nur zwei kleine Beispiele, die ich hier nennen möchte. Herrgott, ich weiss ja nicht mal, ob diese Zeitschrift den Status der Jugendfreiheit geniesst! Die Leute jedenfalls sind hier überaus nett, auch wenn sie klassische Musik auch nicht unbedingt mögen. Der Chinese zum Beispiel, der um die Ecke am Würstchenstand arbeitet, verfügt stets über wertvolle Börsentipps aus erster Hand, mit welchen ich mühelos mein Geld loswerden kann.

Ich fühle mich hier in der grossen Stadt so richtig geordnet frei.
Während ich an der Ampel stehe und mir sicher sein kann, dass das kleine nette Männchen mir das grüne Licht weisen wird, kann ich meiner Wurstgedankenordnung freien Lauf lassen. Werde ich mit meinen chinesischen Börsengeschäften einmal reich, so werde ich mir die Freiheit nehmen und alles Land zusammenkaufen. Die Wienerli werden aus dem Sortiment gestrichen, und die armen Schweine werden nur noch unkastriert zu Wurst verarbeitet. Eine Ordnung mehr – eine Qual weniger.

Solgi trinkt Club Colombia

Grossstadtgeschnatter

von Stefanie Kissling

Du, da vorn sitzt der wieder auf der Parkbank, weisst doch, der, der gestern schon da war. – So, tut er das. – Ja, tut er. – Interessiert's dich? – Ja. – Sicher? – Ja. – Okay. – Nein. – Was nein? – Na, es interessiert mich nicht. – Alles klar. – Du sag mal. – Was is'n nun schon wieder? – Der sitzt genauso da wie gestern. – Na und, soll er doch. Wen juckt's. – Nur, dass er gestern die Tauben gefüttert hat. – Die kann er wohl heute schlecht füttern, wenn keine da sind, du Trottel. – Auch wieder wahr.

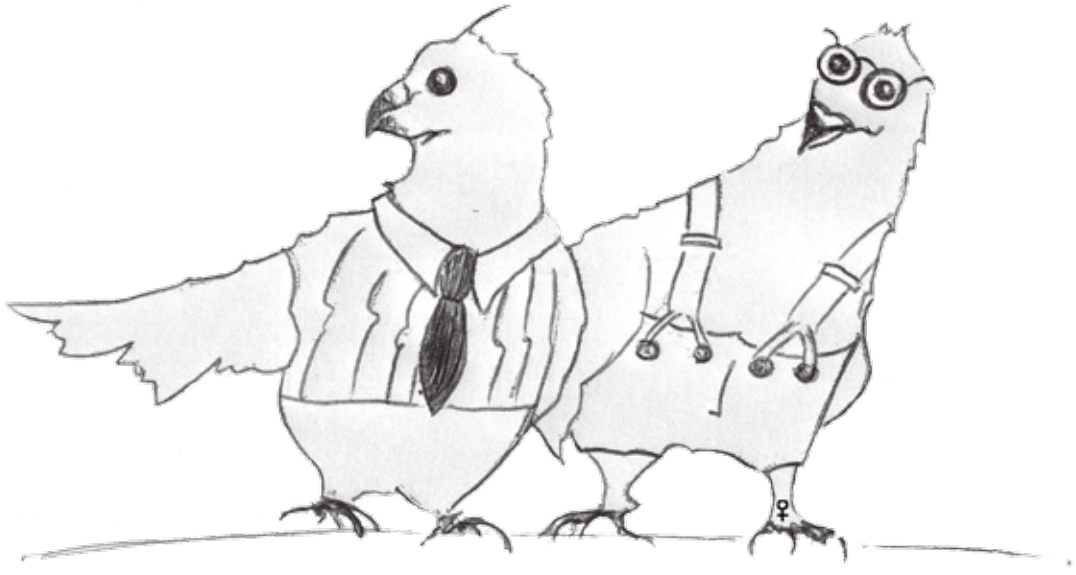
Was glaubst du, wie viel Grad es draussen hat? – Nicht viel. – Scherzbold. Der sollte sich wo aufwärmen gehen, glaube ich. – Aber wenn er lieber da rumsitzen will. Lass ihn doch. – Ich lasse ihn ja. – Hat wahrscheinlich sein Leben versaut. – Wahrscheinlich. – Tut er dir etwa leid? – Nein. – Echt jetzt? – Nein. – Siehste. – Ja. – Was ja? – Ja, ein bisschen tut er mir leid.

Du, der sitzt immer noch so da. Der rührt sich gar nicht. Vielleicht sollten wir ihn mal fragen, ob es ihm gut geht. – Mach dich nicht lächerlich. – Ich mein ja nur. – Was du immer meinst. Der ist halt eingeschlafen. – Wahrscheinlich hast du recht. – Natürlich. – Findest du? – Ja. – Dann ist's ja gut. – Nein. – Was nein? – Nein, finde ich nicht.

Du, da vorn sitzt der wieder auf der Parkbank, weisst doch, der, der gestern und vorgestern schon da war. – So, tut er das? – Interessiert's dich überhaupt? – Ja. – Sicher? – Nein. – Na, siehst du. – Du sag mal. – Was? – Der sitzt aber echt genauso da wie gestern und vorgestern. Da stimmt doch was nicht. – Wen juckt's. – Der hat seit drei Tagen die Tauben nicht mehr gefüttert. Schau mal. Jetzt sind welche da. Die armen. Haben sich bestimmt schon auf das Futter gefreut. – Tatsache. – Interessiert's dich? – Ja, natürlich. – Und wenn wir mal rübergehen und schauen, ob alles in Ordnung ist? – Was soll denn nicht in Ordnung sein? – Na ja, es ist kalt. – Na und? Hätte er sein Leben nicht versaut, würde er da gar nicht jeden Tag hocken. – Tatsache. – Wahrscheinlich hat er auch seine Frau geschlagen. – Und seine fünfzehn Kinder. – So ist es, Mann. – Du hast recht, Bruder. – Siehst du. Kein Grund, sich über so jemanden Gedanken zu machen. – Ja, findest du? – Ja, finde ich. – Echt? – Nein.

Du, der Schläger ist nicht mehr da. – Was, echt? – Ja. Vielleicht hat er sich einen anderen Platz gesucht. – Vielleicht. – Verrückt. Er hat mich an jemanden erinnert. – So, an wen denn? – Weiss nicht. – Musst du doch wissen, Mann. – Ja, ich weiss. – Ist vielleicht nicht so wichtig, hm? – Nein, ist nicht wichtig. Der tat mir nur irgendwie leid. – Jemand, der seine Frau und seine fünfzehn Kinder schlägt, tut dir leid? – Ist blöd, ich weiss. – Saublöd. – Tut mir leid. – Aber wo ist er jetzt? – Wahrscheinlich säuft er sich einen an und kommt gleich wieder. – Vielleicht füttert er ja dann auch die Tauben, die armen. Haben bestimmt schon 'ne ganze Weile nichts mehr in den Magen gekriegt. – Das stimmt. Die können einem leidtun. Schau mal. Ich glaub, die warten auf ihn. – Der kommt bestimmt gleich wieder. – Genau, wenn er mit seiner Frau, seinen fünfzehn Kindern und dem Alkohol fertig ist. – Du sagst es, Mann. – Glaubst du echt? – Ja. – Ich auch. – Was? – Ich sagte, ich glaub das auch nicht.

Stefanie Kissling trinkt
Rothaus Tannenzäpfle – im Takt



Berlin 11#12 & Lettre capitale à la meunière

von Züzzimüzzi

Berlin 11#12

Es pfeift und knattert und knallt wummert und zischschscht schiesst schrill kreischend in alle Richtungen flackert und flämmelt und brennt unter parkierten Autos blitzen Lichtfetzen auf und spiegeln sich in den Schaufenstern der Himmel voller Farben schweflige Schwaden von Rauch schleichen durch die Dunkelheit –

Ein roter Teppich aus Böllerpapier führt die Treppe hinunter in den U-Bahn-Schacht ein Abgrund voller Scherben und Kotze und Blut darüber gehen Tausende von Schuhen knirschend und klebend trunkene Horden mäandern durch die Gänge wie ein zügelloser pathetischer Walhai sie rempeln schreien lachen suchen forsch Augenpaare ich fühle mich wie Plankton oder bin ich ein Pilotfisch –

Spät dran spurten zum Gleis versucht sie rennend einen Schluck Bier aus der Flasche zu erhaschen schlägt sich dabei ein Stück Zahn aus atemlos in die Sitze fallen aber der Zug fährt noch lange nicht mitten unter kiefernden verwirrt vor sich hin summenden und erotisierten Menschen im Wagen ein älteres Pärchen das sich tröstend in die Augen schaut na Else war doch nett der Achtgänger beim Italiener gleich sinwa zu Hause –

Wir steigen aus Endstation Betriebsbahnhof laufen unendlich lange durch den nieselnden Nebel die einsamen stramm stehenden Strassenlampen scheinen kaltes Orange halo halo ein Niemandsecho vorbei an verlassenen verfallenen verwachsenen Gebäuden und wild lebendem Brachland da taucht endlich eine Wiese auf mit Fahrrädern drauf jemand springt aus den Büschen gleich seid ihr da – da vorne is'n Loch im Zaun – da müsst ihr durch ---

Lettre capitale à la meunière

Langsam schteut sechs hiä so dar
Wi z' Züri wi vor es paar hundert Jahr
Wo tanze u trinke u redä u lache
Verbote si gsi wi mäng angeri Sache
U was nid verbote, das het mer de müesse
Ke Glägeheit meh sich zLäbe zversüesse
Viu Bügle u Spare aus einzigi Tugend
U niene e Platz für di ewigi Jugend
Sie zügle hiä häre, die Lüthis u Schneider
Die Bigler u Meier u Webers doch leider
Vermöge si nid sones Stadtläbe zgniesse
Sie mache nur Lärm bim Geranie-Giesse
Sie wei ihri Nachtrueh, defür tüe se sorge
Vom zähni am Abe bis siebni am Morge
Es Bärn aus Museum u znacht aues tod
Chli läse u lisme, so ischs doch kommod
F*** di Frou Müller!! Di Läbensschtil
Pflegsch de gschider z'Bäriswil!

Züzzimüzzi trinkt Tee Rum, weil Bier nur beim Meiern fägt

Rezension

Das Land dazwischen
von Stammgast Reto Beau

Beim Thema Grossstadt denke ich an Wolkenkratzer, Strassenschluchten, die USA. Das mag eine biografisch bedingte Verzerrung sein, Reiseerinnerungen und verinnerlichte Szenen aus Hollywood. Los Angeles, New York und um als Berner ehrlich zu sein: so ziemlich jede Stadt in den USA mit mehr als 300'000 Einwohnern würde ich als Grossstadt durchgehen lassen. Und doch ist das Bild, welches sich in meinem Kopf festsetzt, grundlegend falsch. Amerika ist etwa so fest von Grossstädten geprägt wie die Schweiz von Hirten und Fonduecaquelons. Ein Plakat aus der Tourismuswerbung, oder eben: Hollywood. Wer in Amerika reist, der merkt schnell, wo das Herz des Landes wirklich schlägt. Und wer jetzt an weite Prärie und rohe Natur denkt, der hat sich schon wieder von den Plakaten täuschen lassen. Das Herz der USA schlägt im Dazwischen. Dort, wo man die Grossstädte hinter sich gelassen und es noch nicht in die Weiten der Wildnis geschafft hat, hier ist Amerika. Dort, wo alle Städte in etwa gleich aussehen, sich die Vertreter der immer gleichen Automarken und die ebenso monotonen Speiseketten abwechselnd aneinanderreihen, *suburban hell,* aber eben auch: das Herz des Landes.

Ein Autor und eine Autorin haben sich unabhängig voneinander aufgemacht, dieses Herz des Landes zu erkunden. Wolfgang Büscher und Zora del Buono starteten unter unterschiedlichen Vorzeichen und geleitet von anderen Ideen. Büscher durchquerte zu Fuss (!*) mehr oder minder die Mitte der USA von Nord nach Süd, Del Buono reiste in derselben Richtung der Ostküste entlang – mit Auto, Hund und in etwas lockererem Stil als Büscher. Ein Land, zwei Bücher. Beide sind gleichermassen lesenswert und machen Lust auf das Land dazwischen.

*mithilfe gut amerikanischer *white lies.*

Wolfgang Büscher, Hartland. Zu Fuss durch Amerika, Rowohlt 2011.
Zora del Buono, Hundert Tage Amerika, Begegnungen zwischen Neufundland und Key West, mareverlag 2011.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidi

Wer reitet so spät durch Dreck und Staub
Es ist der Schmidi mit seinem Töff
Er hat den Lenker wohl im Griff
Er fasst ihn sicher, er hält ihn warm

Mein Töff, was biegst du so bang deinen Lenker
Siehst, Schmidi, du die Grossstadt nicht
Die Grossstadt mit Kron' und Schweif
Mein Töff; es ist nur ein Nebelstreif

Dem Schmidi grauset's, er reitet geschwind
Er hält in Armen den ächzenden Stahl
Erreicht die Garage mit Müh und Not;
Der Tank ist leer, der Töff ist tot.

Vorschau

„Büro" heisst das Thema der nächsten Ausgabe von BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 30. April 2012 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Büro" streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch.
Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

klein.

aber flexibel.

GOTTARDi PRiNT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Impressum

Herausgeber & Redaktion:
Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen:
Bettina Lüdin, Raphael Santschi

Korrektorat:
Peter Käsermann, Sonja Koller

Administration:
Marlène Käsermann

Bierrat:
Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:
BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet:
www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente:
Kostenlos oder als Abo auf
www.bierglaslyrik.ch

Auflage:
150 Druckexemplare
freier Download

Druck:
Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern